

Lap : _____

Macielent : _____

Das Ende des Tabán.

Abschied von den Schrammeln?

Da die *Schleifung des Tabán* nunmehr ernst zu werden beginnt, fragt man ganz unwillkürlich aus seinem romantischen Komplex heraus: Und die *Schrammeln*? Man weiß ja doch, daß diese *deutsch gearteten Musikkapellen* auf den sanft verlaufenden Hängen der Ofner Berge am sichersten anzutreffen sind, ganz unfehlbar aber im früheren *Serbenviertel*, dessen Wirtsgärten und Schenken einst von Guslitzaklängen so laut waren. Dieser Boden scheint sich eben für die Akklimatisierung der Musikblüten verschiedener Zonen besonders zu eignen, denn sonst hätte er doch nicht nach dem Abwelken der serbischen Melodie zum späten Warmbeet des *Wiener Liedes in Ungarn* werden können. Die naturgegebenen *Zigeuner* tasteten sich auf diese Hänge schwerer hinan.

Schrammel? ... Wer nicht auf den Nebengebieten der Musikgeschichte zu Hause ist, oder schon in den achtziger Jahren die Wiener Stadt kannte, dürfte leicht zu der Empfindung hinneigen, das Wort Schrammel wäre ein tonmalender Ausdruck. Doch nein, das ist phonetische Täuschung, denn Schrammel ist der *Familiennamenname der Brüder Johann und Josef*, die der schon vor ihnen bestandenen und verschiedenen Schwankungen unterlegenen instrumentalen Besetzung die höchste künstlerische Prägung und ihren Namen gaben. Der Wiener Musikhistoriker Professor Fritz Lange berichtet darüber, in welches Entzücken das kleine Orchester der Brüder Schrammel

einen Hans Richter, einen Johann Strauß und auch sonstige Großen anderer Kunstfächer versetzen konnte. Das frühere Wiener Schrammelquartett war eigentlich ein Terzett und bestand in der Regel aus zwei Geigen und einer Gitarre. Johann Schrammel zog später als Vierten im Bunde die Es-Klarinette heran.

Nach Budapest, vielmehr nach Ofen verpflanzt, ergab sich die Besetzung aus einem Geiger, zwei Gitarrespielern und einem Meister der Ziehharmonika. Dieses Quartett erschien häufig durch einen „*Natursänger*“ zu einem Quintett ausgeweitet. Der fünfte Mann aber ist erlänglich, zumal die Handhaber der Instrumente selber stimmbegabt sind und für das erforderliche Schmachten auch mit der *eigenen Kehle aufkommen können*. Das Singen ist jedoch, ob so oder so, fast erforderlich, denn die Schrammelstimmung geht nicht nur auf die Berührung der im Deutschen verfangenen Gemüter aus, sondern hat auch durch Grobkörniges, zu neunzig Prozent Eindeutiges für ausgelassene Fröhlichkeit zu sorgen, was Liedern ohne Worte kaum so treffsicher gelingen könnte. So weit hat es die Musik ohne textlichen Beistand noch nicht gebracht. Ja, die Leute von den Schrammelkapellen bedienen sich zur Erhöhung der Anschaulichkeit sogar der beweglichsten Mimik und Geste.

Das ist Schrammel, seiner lustigen Bestimmung nach, und Schrammel ist bei uns in bezug auf die sentimentale Seite das Antippen an die deutsche Vergangenheit, einerlei ob sie eingeborener Ofner oder Franzstädter Beschaffenheit ist, oder aus deutschen Landen individuell mitgebracht wurde. Doch um hier vorweg jeden Irrtum auszuschalten, sei festgestellt, daß dem Schrammelgenießen bei uns *nicht der leiseste politische Hauch* anhaftet. Schrammel ist heute in Budapest, da es doch auch keinen Dualismus mehr gibt, ausschließlich: *Jugenderinnerung*. Auf den Gemütswert dieser Musik reagiert eigentlich die Erinnerung an die Jugend, die zufällig von Deutschem durchsickert ist. Sind es ja doch zumeist ältere Jahrgänge, die sich heute noch von Schrammeln zu Tränen rühren lassen, Tränen lachen können über ihre Schelmereien und Saftigkeiten. Es ist gewiß kein Zufall, daß die Schrammelkapellen aus ihrem reichen Melodien-schatz im Laufe eines Abends so häufig das Lied „*Oh schöne Jugendzeit*“ hervorholen müssen. Da sitzen betagtere Leute, die in Ungarn ihr deutsches zu Hause hatten, Lateiner, die etliche Wiener Semester hinter sich haben, Handwerksmeister, die in deutschen Gauen auf der „Walz“ waren und andere freilich, denen an und für sich der Wiener Walzer noch manches zu sagen hat. Doch... doch... es gibt unter den Schrammellauschern auch Menschen, für die das deutsche Lied, dennoch politischen Einschlag in sich birgt. Es leben ja so viele in Budapest, die aus den abgetrennten deutschen Gebieten Großungarns stammen. Bei diesen rütteln *die deutschen Musikklänge das — ungarische Heimatsgefühl wach*. Das klingt paradox, doch ich kann mir nicht helfen, die Sache stimmt dennoch. Ein Fall, in dem das politische Lied kein garstig' Lied ist. Wenn Österreicher oder auch Reichsdeutsche in Budapest weilen und von fachkundiger Führung in den Tabán gelotst werden, so ist die Musik, die dort ertönt, ein Herzensfund für sie.

Und was soll nun aus den Schrammeln werden, wenn ihr Tabán-Nest ausgehoben wird? Nur keine Angst. Es gibt für diese ausübende Schrammelgeneration in Ofen auch anderwärts kleine Gastwirtschaften, denen ihr Schwanengesang neues Gedeihen bringen kann. Sie werden Zuspruch finden, *Man nimmt gern langen Abschied von der schönen Jugendzeit*. Und daß es hier jetzt schon um einen Raritätswert geht, der zur Auswertung verlockt, erhellt auch daraus, daß einzelne bemannte Zwittergebilde von Jazz- und Salonkapellen bereits ihre pausenfüllende Schrammeldetachements haben. Vier Mann lösen sich vom Podium, ihrer Flottenbasis, los und kreuzen, instrumental täuschend bestückt, durchs Lokal.

Irrig wäre jedoch zu glauben, das Seelenleben des Tabán sei nur von den Schrammeln gekennzeichnet. Ihnen hier den Vortritt zu geben, war mehr eine Geste der Honorigkeit, zumal die sonstigen Wesenheiten dieses alten Stadtteiles für die Budapester schon eher von fleischlichem Einschlag sind. Den Tabán besuchen keineswegs bloß ältere Herren. Sie kommen gewöhnlich in Begleitung — wesentlich jüngerer Damen, was vielleicht mit in das Kapitel „*Jugenderinnerung*“ gehört. Der Tabán ist nämlich das *Mekka der ungleichen Paare* und auch der richtig zueinander gestimmten Pärchen. Jede Großstadt hat ja ihre diesbezügliche Topographie, ihr offenes Versteck, wo das sonst so unerwünschte Gesehenwerden meist glimpflich verläuft. Denn jene, von denen man hier

bereits ihre pausenfüllende Schrammeldetachements haben. Vier Mann lösen sich vom Podium, ihrer Flottenbasis, los und kreuzen, instrumental täuschend bestückt, durchs Lokal.

Irrig wäre jedoch zu glauben, das Seelenleben des Tabán sei nur von den Schrammeln gekennzeichnet. Ihnen hier den Vortritt zu geben, war mehr eine Geste der Honorigkeit, zumal die sonstigen Wesenheiten dieses alten Stadtteiles für die Budapester schon eher von fleischlichem Einschlag sind. Den Tabán besuchen keineswegs bloß ältere Herren. Sie kommen gewöhnlich in Begleitung — wesentlich jüngerer Damen, was vielleicht mit in das Kapitel „Jugenderinnerung“ gehört. Der Tabán ist nämlich das *Mekka der ungleichen Paare* und auch der richtig zueinander gestimmten Pärchen. Jede Großstadt hat ja ihre diesbezügliche Topographie, ihr offenes Versteck, wo das sonst so unerwünschte Gesehenwerden meist glimpflich verläuft. Denn jene, von denen man hier zu zweit gesehen wird, haben in der Regel genau dasselbe zu befürchten wie die Ertappten selber. Und diese Gegenseitigkeit löst ein *Solidaritätsgefühl* aus. Die knappe Formel hiefür lautet: Ich hab' dich nicht gesehen, du hast mich nicht gesehen. Jawohl, der Tabán ist dieses offene Versteck, denn er hat alle Eignung dazu. Ganz abgesehen von dem romantischen Bröckelgemäuer, den Winkelungen und sonstigen Stimmungszubehören, wird hier auch ein *besonderer genius loci* mitbestimmend. Man darf auch nicht vergessen, daß während der Türkenzeit in Ungarn die polygamen Eroberer hier hausten (Tabán ist türkisch). Und wenn diese späte Ausstrahlung als Beweis nicht genügen sollte, möge bedenken, daß ein gewisser *Casanov* ebenfalls *in diesem Tabán Monate zubrachte*, um sein wohlbegründetes Gliederzucken in den dortigen Therme loszuwerden. Böse, aber glaubwürdige historische Zunge behaupten, daß ihm der Tabán als Versteck diene, zumal er knapp vor diesem Aufenthalt aus seiner venetianischen Haft entsprungen war. Ein Graf *Hoyos* hatte ihn nach Ungarn gebracht. Daß sich Casanova auch im Tabán nicht verleugnen konnte, ist nur begreiflich. Neben seine mehr oder weniger wahren Aventüren in Ofen und in nächtlichen Pesth ist eine biographisch verbürgt. Er wohnte im Tabán bei einem reichen Serben, dessen Tochter er sich in seiner Manier genähert hatte. Da ließen sich zwei Kavaliere, nämlich der Bruder des schönen Serbin und ihr Verlobter nicht gefallen und bläuten (wie im Faust!) Casanova weidlich durch. Sogar eine abgebrochene Messerklinge blieb in seinem Fußknöchel stecken... Nun: gegeben sind Türken und Casanova auf ein und demselben Boden. Die Resultante kann nicht unwirksam bleiben...

Dies wären von ungefähr die realen, poetischen und auch okkulten Gegebenheiten, die den Tabán dazu machen, was er den Pestern galt. Fast ausschließlich *fremd Motive*. Unantastbar *ungarisch* ist hier nur die Wirtshausküche, die sich der echten magyarischen Gaumen

gelüste mit besonderer Hingabe annahm. Szegeder Fischsuppe ist hier zum täglichen Abendessen geworden. Hier wird angeblich auch noch an dem Dogma der Zubereitung festgehalten, das vielerlei Fischarten vorschreibt, die in einer Brühe gekocht werden, in der bereits kleine, zum Essen untaugliche Fische gesotten wurden. Potenzierte Fischkraft. Das siebenbürgische Holztellerfleisch ist hier zu einem richtigen gastronomischen Ornament ausgestaltet. Dreierlei Filets, von Salaten umfriedet, die in allen Farben schillern. Und die herrlichste und nationalste Zutat dabei: im Holzteller steckt das so dekorativ wirkende *ungarische Bauernmesser* mit *buntem Holzgriff* und dreieckiger Klinge. Wie freut sich die mitgebrachte Tischgenossin dieses Zehnhellermessers, das sie nach Hause mitnehmen darf als Erinnerung an den fröhlichen Tabán, der bald nur noch in unserer Erinnerung leben wird.

Alexander Zsombolya.